

Dr. Andreas Oplatka:

Stephan Széchenyi 1813 - 1825

- vom Rittmeister zum Gründer der Akademie der Wissenschaften

Herr Rektor, meine Damen und Herren,

Gestatten Sie mir, diesen Vortrag mit einigen vorangestellten Bemerkungen zu beginnen. Ich habe vor allen Dingen wohl Antwort zu geben auf die Frage, wie unsereiner, ein Presseemann, dazu kommt, sich hier mit einem solchen Thema zu befassen: mit dem ungarischen Reformpolitiker Stephan Széchenyi und namentlich, wie im Titel ausgedrückt, mit seiner Wandlung, die ihn in seiner Jugendzeit vom Dasein als Offizier in den Napoleonischen Kriegen zuletzt als Gründer der Akademie der Wissenschaften in die ungarische Politik geführt hat.

Wie komme ich zu diesem Gegenstand? Die Auskunft, die ich Ihnen geben kann, ist teilweise persönlicher und teilweise professionell-politischer Art. Zum ersten: Ich habe die Volksschule hier, in Budapest, besucht und verdanke dabei die ersten, offenbar lange nachwirkenden Impulse in Sachen Széchenyi einer mutigen Geschichtslehrerin. Mutig war sie darum, weil sie sich damals, in den stalinistischen fünfziger Jahren, in der Klasse immer wieder dazu bekannte, dass Stephan Széchenyi, der friedlich aufbauende Reformler, der wertvollere Politiker gewesen sei als der revolutionäre Kossuth. Dies war geradezu tollkühn zu einer Zeit, in der die Revolution gross geschrieben und ein Graf wie Széchenyi zu der verachteten Klasse der Aristokraten geschlagen wurde.

Zum anderen verhält es sich so, dass ich mich in meinem Berufsleben als aussenpolitischer Kommentator und Korrespondent in den letzten zwanzig Jahren praktisch ununterbrochen mit Ost- und Ostmitteleuropa beschäftigt habe und dass es bei solchem Tun nahe liegt, sich den historischen Ursprüngen der in diesem Raum bestehenden nationalen Gegensätze zuzuwenden, jenen einander entgegengesetzten Ambitionen, welche die Region bis heute belasten und die zu einem grossen Teil für ihr tragisches Schicksal im 20. Jahrhundert

verantwortlich waren. Bei dieser Hinwendung landet man unweigerlich im frühen 19. Jahrhundert, und dabei ist es faszinierend festzustellen, dass einer der wenigen, die das Unheilvolle einer einsetzenden radikalen nationalen Entwicklung früh schon voraussahen und vor den Folgen warnten, Stephan Széchenyi hiess.

Zum Persönlichen noch soviel, dass diese eingehende Auseinandersetzung mich schliesslich zum Projekt gebracht hat, über Széchenyi eine deutschsprachige Biographie zu verfassen, die, so alles nach Plan verläuft, im Herbst 2004 beim Wiener Paul Zsolnay-Verlag erscheinen soll. Dies sage ich Ihnen nicht im Sinne einer wissenschaftlichen Legitimation, sondern allenfalls in dem einer Ambition.

Schliesslich noch eine Vorbemerkung. Ich bin mir darüber im Klaren, dass ich ein recht verschiedenartiges Publikum vor mir habe. Unter Ihnen sitzen Einheimische, ausgewiesene Fachleute, beste Kenner der Materie. Vor ihnen muss ich bestehen, wie es denn allgemein so ist, dass ich in dieser Vortragsreihe als erster ein zentrales Thema der ungarischen Geschichte aufgreife - ich wage mich somit in die Höhle des Löwen. Anwesend sind hier aber ebenso zahlreiche deutschsprachige Ausländer, denen Széchenyi weniger bekannt sein mag. Ich habe die Pflicht, auch auf sie Rücksicht zu nehmen. Die nachfolgenden Ausführungen werden daher stets eine Gleichgewichtsübung sein, und ich bitte hiefür die einen wie die anderen um Verständnis.

Und damit zur Sache. Die von mir behandelte Zeitspanne umfasst zehn bis zwölf Jahre in Széchenyis Leben, und was ich zu beantworten suche, ist die Frage, wie der Graf zum Politiker, zum ungarischen Politiker geworden ist. Die Fragestellung ist, zumindest nach dem allgemeinen ungarischen Verständnis, etwas ungewöhnlich. Dies darum, weil Széchenyi jedem ungarischen Schulkind geläufig ist, in dem Bild aber, das man von ihm hegt und das die Schulbücher vermitteln, beginnt seine Laufbahn erst im Jahr 1825. In den historischen Lesebüchern steht gewöhnlich dies:

Im Spätherbst 1825, als am ungarischen Landtag in Pressburg wieder einmal Klage darüber geführt wurde, dass der Grossadel für die nationale Sprache und Kultur kaum zu Opfern bereit sei, trat ein zuvor unbekannter Husaren-Rittmeister hervor, Graf Stephan Széchenyi, und

als einer der reichsten Gutsherren des Landes bot er ein Jahreseinkommen für die Gründung einer Gelehrten Gesellschaft, aus der später die Akademie der Wissenschaften hervorging. Das Beispiel machte Schule, und Széchenyi wurde über Nacht berühmt. In der Folge - immer nach der Zusammenfassung der Schulbücher - setzte er sich unermüdlich für Ungarns bürgerliche Umwandlung und materiellen Aufstieg ein: Er gründete das Nationalcasino, um in der Hauptstadt des Landes ein gesellschaftliches Leben zu erschaffen, führte die Pferderennen ein, aus denen dann der Tierzucht- und der Landwirtschaftliche Verein hervorgingen, war der initiative Geist bei der Regulierung der Flüsse Donau und Theiss, er setzte sich für die Dampfschiffahrt ein, ihm ist die erste feste Verbindung zwischen Buda und Pest, die Kettenbrücke, zu verdanken, er schuf in Pest als Pioniertat eine Dampfmühle, und neben all diesen Werken, die hier beileibe nicht vollständig aufgezählt sind, warb er mit zahlreichen politischen Veröffentlichungen für die unumgängliche Reformierung von Ungarns damaligen politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Strukturen.

Soviel, kurz gefasst, steht im ungarischen Schulbuch. Was zumeist nicht darin steht, ist das Faktum, dass der 1791 geborene Széchenyi zu der Zeit, da er in Pressburg sein Angebot machte und damit die politische Bühne betrat, bereits 34 Jahre alt war. Mit 34 Jahren galt man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr als jung. Erwartet wurde vielmehr, dass ein Mann in einem solchen Alter über Haus und Herd verfügte und die eigene Berufung gefunden hatte. Bei den beiden Brüdern Széchenyis, Louis und Paul, verhielt es sich denn auch so. Was hatte Stephan vor diesem einschneidenden Ereignis in seinem Leben getan, und warum entschloss er sich schliesslich dazu, diesen Weg einzuschlagen? Dies ist unser Thema.

Um Ihnen einen kurzen Überblick der Fragen zu geben, mit denen ich mich zu beschäftigen gedenke: Ich möchte kurz auf Széchenyis Herkunft, Erziehung und Werdegang eingehen und die Problematik seiner Identität berühren. Streifen will ich seine mannigfachen Lebenspläne, seine Versuche, die eine oder andere Richtung einzuschlagen, und sprechen werde ich auch über sein ständiges Zögern, seine Selbstzweifel. Zu meinem Thema gehören sodann die zwei üblichen Erklärungen dafür, weshalb er 1825 in Pressburg den denkwürdigen und entscheidenden Schritt tat. Die erste besagt, dass seine Herkunft, der familiäre Hintergrund, ihn zum Patrioten

prädestiniert habe. Die andere macht den Einfluss der von ihm geliebten Gräfin Crescence Zichy geltend, seiner späteren Gattin. Ich schicke - vorläufig vermessen pauschal - voraus, dass ich mich mit keiner dieser beiden Deutungen zu befreunden vermag. Und deshalb werde ich zuletzt eine eigene Erklärung vorzulegen versuchen.

Woher kam er? Dazu genügen einige Stichworte, die seine Familie im Umfeld der ungarischen Geschlechter und der Landesgeschichte hinreichend charakterisieren:

Die Széchenyis, von relativ jungem Adel, waren in Westungarn, hart an der ungarisch-deutschen Sprachgrenze ansässig, und sie gehörten zum Kreis der reichen, katholischen und Habsburg-treuen Magnaten. Stephan war, seinem Stand gemäss, Privatschüler, seine Schulprüfungen legte er in Pest und in westungarischen Städten ab. Die verbreitete Auffassung, er habe Ungarisch erst im Mannesalter gelernt, ist falsch. Er sprach schon als Kind Deutsch wie Ungarisch, und im vornehmen Haus gehörte auch das Französische als Selbstverständlichkeit dazu, wozu noch Italienisch- und Englischkenntnisse kamen, die er später in bewusster Arbeit verbesserte. Die Frage seiner Muttersprache, über die sich die Gemüter der Nachwelt gelegentlich erhitzen, ist im Übrigen mit Blick auf sein Nationalgefühl ohne Bedeutung. Die Verbindung der eigenen Sprache mit der nationalen Zugehörigkeit war, zumal unter Aristokraten, zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht ausgeprägt. Anders gesagt: Man konnte ungarischer Patriot sein und innerhalb der Familie mit den Eltern und den Brüdern auf Deutsch korrespondieren oder, wie Stephan es ein Leben lang tat, das eigene Tagebuch auf Deutsch führen.

Wenn Széchenyis Ungarischkenntnisse verblassten und er später tatsächlich Stunden nahm, um die in Ungarns öffentlichem Leben nötige Sprachbeherrschung zu erlangen, so hing das mit seinem früh angetretenen Militärdienst zusammen. Er kam 1809 mit 17 Jahren zur Armee, erhielt gleich den Grad eines Oberleutnants, focht in den Kriegen gegen Napoleons Truppen, avancierte zum Rittmeister, und mit längeren Urlaub-Unterbrechungen blieb er auch nach der Einkehr des Friedens bis Anfang 1826 beim Militär. Der österreichische Offizierskorps war innerhalb der Monarchie vermutlich jene Institution, in der die Schaffung eines Reichsgeists am ehesten gelang und wo alle, ungeachtet ihrer Herkunft, deutsch sprachen. Széchenyi verbrachte seine

Jugend teils in diesem Milieu und teils in der aristokratischen Gesellschaft in Wien. Prägend war für ihn daneben zweierlei: Die Tatsache, dass ihn die Feldzüge kreuz und quer durch Europa führten und dass er dazu, auch im Orient, zahlreiche eigene Reisen unternahm. Sodann die Gegebenheit, dass er, ein Ordonanzoffizier und Hochadliger, sich im Krieg wie im Frieden von Anfang an in hochrangigen Kreisen bewegte. Dies ergab eine Laufbahn und eine Betrachtungsweise, die sich von denen des durchschnittlichen ungarischen Politikers der Zeit unterschied: Széchenyi verdiente sich seine Sporen im Ausland, nicht in der ungarischen Verwaltung, und er lernte die entwickelten Länder Europas kennen sowie zahlreiche ihrer führenden Persönlichkeiten. Letztere reichten von der Königin von Neapel, der Schwester Napoleons, bis Wellington und dem späteren englischen König George IV. Auf Ungarn blickte Széchenyi aus diesem Grund mit den Augen des Aussenstehenden, der Vergleiche zu ziehen fähig war.

Wie stand es in diesen Jahren mit seiner Identität, mit seinem nationalen Bekenntnis? Die Frage, von wann an er sich Ungarn zuwandte, ist in der Fachliteratur umstritten. Dies ist nicht verwunderlich angesichts der langen Periode der Unentschiedenheit.¹ Die Tendenz herrschte in der ungarischen Betrachtung lange vor, Széchenyis Orientreise 1818/19 als Wendepunkt zu sehen. Zweifellos enthält sein Reisetagebuch aus dieser Zeit bereits zahlreiche Parallelen, die er mit Ungarn zog. Dagegen eignet sich ein geflügeltes Wort, das man Széchenyi zuschreibt, schlecht als Beleg: "csúnyácska haza". Der Ausdruck, der auch im Ungarischen höchst ungewöhnlich ist - die Ausstattung eines Adjektivs mit einem Diminutiv - bedeutet, wörtlich übersetzt, "hässlichlein Vaterland". Er sollte nach landläufiger Auffassung Széchenyis Zuneigung zu Ungarn bezeugen, selbst wenn das Land ihm unschön vorkam. In Tat und Wahrheit schrieb aber Széchenyi im Original auf Deutsch "armes kleines Vaterland, bist ja doch garstig".² Die in Ungarn oft zitierte Verniedlichung "csúnyácska haza" stammt nicht von Széchenyi, sondern ist das Produkt eines sprachbegabten Übersetzers.³

¹ Dazu: Gergely, András: Széchenyi eszmerendszerének kialakulása, Budapest 1972, namentlich 35 ff.

² Tagebücher, hrsg. von Gyula Vízota, Bd. I. S. 461

³ Gróf Széchenyi István külföldi utazásai, hrsg. von Antal Zichy, Budapest 1890, S. 216

Immerhin heisst es an der zitierten Stelle in Széchenyis Tagebuchtext, er liebe das kleine Vaterland zärtlich, doch darf man darin nicht sein letztes Wort, kein feststehendes Urteil sehen; gegenteilige Versicherungen, dass ihm das Vaterland wenig bedeute, finden sich in den Tagebuchnotizen dieser Jahre ebenso, wie man denn auch seinem Wunsch immer wieder begegnet, das Land zu verlassen, in Westeuropa zu leben oder gar nach Amerika auszuwandern. Nach dem Selbstverständnis seines Stands sah sich Széchenyi als ein Mitglied der europäischen Aristokratie. Seiner - etwas spät, aber sehr gründlich erworbenen - Bildung, seiner Bewandtheit nach war er ein Kosmopolit, und gemäss seiner politischen Wertung und Einteilung ein Austro-Ungar. Letzteres zwang ihm noch keine Wahl auf. Er konnte sich als österreichischen Hochadligen sehen - in seinen frühen Texten schrieb er öfter "wir Österreicher" -, dessen Besonderheit aber eben in der ungarischen Spielart bestand. Später, als sich das Bild zugunsten Ungarns zu verschieben und einzuengen begann, nannte er sich einmal selbstironisch einen "Quasi-Österreicher".⁴ Sehr merkwürdig wirkt, dass während der Zeit dieser schwankenden Identität, da er sich noch eher als österreichischen Untertanen sah, seine Kritik, ja sein Leiden an Österreich teilweise in der gleichen Form, mit den gleichen Worten zum Ausdruck kam wie die bittere Kritik, mit der er später Ungarn bedachte: "Österreich ist tot", heisst es etwa einmal,⁵ und er trug sich - auch dies eine Vorwegnahme seiner nachmaligen, in Ungarn ausgeübten Tätigkeit - immer wieder mit Plänen, die österreichische Armee oder sogar den gesamten österreichischen Staat zu reformieren. Österreich und Ungarn - die Objekte erscheinen da noch austauschbar.

Seine Bildung war gesamteuropäisch, haben wir gesagt. Er las in dieser frühen Zeit hauptsächlich schöne Literatur, suchte gierig das in den Militärjahren Versäumte nachzuholen. Später lösten nach und nach historisch-politische, juristische und wirtschaftswissenschaftliche Bücher das Schönegeistige ab. Széchenyis Bildungsgrundlage, dies es gilt festzuhalten, war von Haus aus deutsch, umfasste vorab die deutsche Klassik; Schiller zitierte er ein Leben lang immer wieder. Daneben war er ein begieriger, aber nicht unkritischer Schüler von Voltaire, Rousseau und Montesquieu sowie von Madame de Staël, ein Bewunderer und in gewissem Sinn ein Nachahmer Byrons, ferner zählte er den italienischen

⁴ Tagebücher, Bd. II. S. 253

⁵ *ibid.*, Bd. I. S. 441

Dramatiker Vittorio Alfieri zu seinen Lieblingsautoren. Alfieris Freiheitspathos und die von ihm gepriesene Bürgertugend der Antike (in der sich die Inspiration durch Plutarch spiegelt), übten auf Széchenyi ebenso ihren Einfluss aus wie die von Herder verkündete Lehre von der Erfüllung des Schöpfungsplans durch die Vielzahl der Nationen, die alle die Aufgabe hätten, ihre Eigenart zu verwirklichen.

Dies ist nicht viel mehr als eine Aufzählung, zumal wenn man bedenkt, dass allein über Széchenyis Bildung ganze Bücher geschrieben wurden.⁶ Halten wir indessen fest, dass Széchenyi in diesen Jahren, da er die aufgezählten Autoren (und vieles mehr) in der Originalsprache las, ungarische Werke überhaupt nicht beachtete. Der Einwand, dass es zu der Zeit noch nicht viel zu beachten gab, trifft nicht ganz zu. Vielmehr lässt sich recht genau verfolgen, dass Széchenyis Interesse für die ungarische Dichtung und Kultur ganz allgemein erst in dem Augenblick erwachte, als er den Beschluss fasste, sich politisch Ungarn zu widmen. Von da an verfolgte er aktiv und auch mit kritischen Anmerkungen und Ratschlägen, was sich auf der Kulturszene seines Landes ereignete.

Die sehr intensive Beschäftigung des jungen, empfänglichen Széchenyi mit der Literatur hatte - man müsste sagen: wohl notwendigerweise - auch den Wunsch, ja den Drang zur Folge, es den Vorbildern nachzutun, selber literarische Kunstwerke zu schaffen. Tatsächlich trug er sich lange mit dem Gedanken, Dichter zu werden, und wir besitzen aus seiner Feder eine nicht geringe Anzahl von literarischen Versuchen: Gedichte und Entwürfe zu Dramen und Romanen. Sie haben die Gemeinsamkeit, dass sie alle deutschsprachig und ausnahmslos dilettantisch sind.

Letzteres spürte Széchenyi selbst, denn sein Geschmack war verfeinert. Er rettete ihn davor, ein bestenfalls mittelmässiger und darob verbitterter Literat zu werden. Die schriftstellerischen Fragmente waren indessen Ausdruck einer Suche: Er hatte Talent, sagte er sich, steckte voller überschüssiger Energien, das fühlte er - und vermochte sich nicht zu sagen, welcher Art diese Begabung war, auf welchem Gebiet er sich würde bewähren können.

⁶ Beispielsweise: Padányi, Viktor: Széchenyi kulturája, Szeged, 1943. Ferner: Bariska, Mihály: Gróf Széchenyi István és a francia irodalom, Budapest 1928.

Vieles, zu vieles bot sich an. Im Frühling 1821 - und da war er immerhin schon 29 Jahre alt - notierte er für sich in klarer Selbsterkenntnis: "Ich selbst weiss nicht, was ich will, wenigstens sehe ich's ein, und die zu grosse Auswahl, die ich machen kann, ist vielleicht [die] Ursache, dass ich nichts wähle und unbestimmt und ohne Plan mein Leben dahinfließen lasse."⁷

Ungarn - die "Hongrie profonde" der Grossen Tiefebene - lernte er 1820 näher kennen, als seine Militäreinheit in der Umgebung der Stadt Debrecen lag. In seinen Gefühlen schwankte er zwischen volksromantischer Zuneigung und Abscheu vor der Rohheit und der Engstirnigkeit des Landadels, dem er begegnete. Die Freundschaft mit dem Siebenbürger Baron Niklaus Wesselényi vermittelte ihm Einblick in die Denkweise der patriotisch gesinnten magyarischen Opposition, die der Wiener Zentralmacht misstrauisch und widerstandsbereit gegenüberstand. Der Baron klärte Széchenyi über wirtschaftliche und soziale Realitäten auf, die er nicht gekannt hatte. Eine eindeutige Hinwendung zu Ungarn und seiner Sache brachte aber Wesselényis Einfluss nicht.

Dass ein Entscheid, dem eigenen Leben eine endgültige Richtung zu geben, überfällig war, wusste er selber. In der Fortsetzung des oben angeführten Zitats, das seiner Unentschlossenheit galt, lesen wir folgende selbstironische Aufzählung:

"Was will der Graf S. S. [Stephan Széchenyi] alles werden? Er will ein berühmter Soldat werden, mit allen Orden ausgezeichnet, und durch alle Zeitungen bekannt. Er will sein Lebtage reisen und sich am Ende expatriieren. Er will heiraten und, von allen Geschäften frei, sich ganz und gar dem gesellschaftlichen Leben widmen. Er will ledig bleiben, alle Gesellschaft meiden und als echter Loup garou [Werwolf] Pferde ziehen. Er will eine diplomatische Karriere machen. Er will independent von allen Geschäften frei in der Schweiz, in Frankreich, in England und in Italien sein Leben im Genuss der Welt beenden. Er will der Chef einer Partei werden und sich ganz dem Recht und [dem] Verfassungswesen widmen. Er will Belletrist werden, Verse und Trauerspiele schreiben. - Dieser Knabe ist in meinem Alter, und da er noch nicht weiss, welche Direktion er seinem Leben geben wird, verlegt er sich auf einmal auf alle

⁷ Tagebücher, Bd. I. S. 143

Wissenschaften, die auf sie Bezug haben - man kann erwarten, wie weit er es in jedem Fach bringen wird."⁸

Widerstand der ungarischen Komitate gegen Verordnungen der Regierung - es ging um kräftige Steuererhöhungen und um die Forderung nach Rekruten für die Armee - stiessen ihn dann in den frühen zwanziger Jahren in ein Dilemma. Wie er jetzt noch dienen könne, fragte ihn sein Bruder Paul vorwurfsvoll, wo doch Soldaten gleichsam zu Polizeidiensten dazu eingesetzt würden, den ungarischen Adel gefügig zu machen. Er machte sich Gedanken über den Konflikt und kam zur Überzeugung, dass es zwischen Wien und der Adelsnation vor allem an Vertrauen fehlte. Er sah die Rechtsbeugung durch die Regierung, sagte sich aber zugleich, dass die Sache des ungarischen Adels nicht erhaben, dass die Verfassung des Landes nicht liberaler Natur sei: Sie sichere die Privilegien der Edelleute und schliesse Millionen von Bauern von den elementaren Rechten aus. Der an westeuropäischen, namentlich englischen Verhältnissen geschulte Széchenyi liess da die Denkweise der Feudalordnung schon hinter sich.

Doch zur eigentlichen Frage: Woher, weshalb der Entschluss im November 1825, das eigene Leben Ungarn und dessen Reform und Modernisierung zu weihen? Warum die so getroffene Wahl unter den vielen Möglichkeiten, die das Tagebuch einige Jahre zuvor noch aufgezählt hatte? Széchenyi behauptete später, er habe sich auf diese Aufgabe von Anfang an bewusst und systematisch vorbereitet. Die Tagebuchnotizen der Jugendzeit widersprechen dem und lassen die Angabe eher als eine Selbststilisierung Széchenyis erscheinen - ein Zug, der Politikern oft eigen ist und von dem auch er nicht frei war. In Wirklichkeit notierte er im Sommer 1825, erst einige Wochen vor seinem grossen Pressburger Auftritt, auf einer Reise in Südfrankreich beim Anblick des römischen Aquädukts, des Pont du Gard, den Ausspruch Rousseaus: "Que ne suis-je né Romain?" [Weshalb bin ich nicht als Römer geboren?] Und wandelte die Frage ab: "Pour quoi suis-je né?" [Warum, wozu bin ich geboren?]⁹ Das Ziel stand immer noch nichts fest.

⁸ ibid., Bd. II. S. 144

⁹ ibid., Bd. II. S. 574

Es wurde gesagt, Széchenyi wäre, falls man ihn zum Major befördert oder ihm im Wiener Staatsdienst eine Stelle angeboten hätte, womöglich kein ungarischer Reformpolitiker geworden. Mehr als eine Hypothese ist das nicht; ihr widerspricht immerhin der oft bezeugte Widerwille, den Széchenyi gegenüber der Unterordnung in jedweder Hierarchie hegte. Gesagt wurde als Entgegnung auch das Gegenteil: Wer solches behauptete, verkenne die tiefen patriotischen Gefühle des Grafen. Doch auch diese These steht auf unsicherer Grundlage, denn Széchenyis Empfindungen gegenüber Ungarn - wir haben es gesehen - waren lange ambivalent gewesen.

Eine andere, handfestere Erklärung beruft sich auf die Eltern. Der Vater, Franz Széchényi, hatte ungarische Autoren unterstützt, in seiner Bibliothek Hungarica gesammelt und mit der Überlassung der eigenen Bücher und Kollektionen das Zeichen zur Gründung der Nationalbibliothek und des Nationalmuseums gesetzt. Und auch die Mutter, Julianna Festetics, kam aus einer Familie, welche die Agrarausbildung und die einheimische Dichtkunst förderte. Lag es bei solcher Herkunft nicht nahe, zwingend durch Tradition und Erziehung, dass die Nachkommen den gleichen Weg gehen sollten? Offenbar nicht. Denn Stephans ältere Brüder gingen andere Wege. Paul kümmerte sich um seine grosse Familie und seine Güter und hielt sich vom öffentlichen Leben fern. Louis wiederum war der Haushofmeister der Erzherzogin Sophie, und diese Stellung entfernte ihn eher von Ungarn, denn seine Herrin galt, milde gesagt, nicht als eine Freundin der Magyaren.

Und Crescence? Die von Széchenyi lange angebetete, doch leider schon verheiratete Gräfin Zichy, geborene Seilern, spielt in der Széchenyi-Literatur nicht selten die Rolle der inspirierenden Muse. Der Wahlspruch der beiden hiess tatsächlich: "Nur Selbstveredlung und Ungarns Wohl sei der Zweck, der uns verbindet." Und wir haben unzählige Belege dafür, dass Széchenyi seine für Ungarn geleistete Arbeit als einen romantischen Ritterdienst sehen wollte, als edle Taten, die er für die unglücklich geliebte Dame vollbrachte. Ob er mit dem Auftritt am Landtag, ob er mit dem edlen Angebot ihr hat imponieren wollen? Ob ihr Einfluss ihn dazu bewog, sich Ungarn zu weihen? Széchenyi selbst hat zu dieser Lesart kräftig beigetragen, etwa wenn er an sie schrieb: "Sie haben mich jetzt schon zu einem besseren Menschen gemacht. Ach, wenn ich nur einstens meinen Landsleuten und meinen

Mitmenschen wirklichere Dienste leisten könnte, als ich's bis anhin getan - Es wäre Ihr Werk."¹⁰

Man kann in Széchenyis Tagebuch zahlreiche weitere Äusserungen über Cresence anführen, die so tönen. Ganz zum Nennwert nehmen lassen sie sich aber nicht, denn er hatte früher über und an andere Frauen Ähnliches mit den beinahe gleichen Worten auch schon geschrieben. Etwa: "Ich würde mich nicht schämen, meine Liebe der ganzen Welt zu gestehen und, wenn auch ewig getrennt von ihr, bis zu meinem letzten Atemzug so zu sein, als ob ich ihre Gegenliebe verdienen wollte, und das könnte nur durch grosse, edle Handlungen geschehen."¹¹ Das stammte aus dem Jahr 1818 und galt Gabriella Saurau. Oder ein Jahr später: "Und wenn ich mich einstens als ein guter, geschätzter Mann ihr nähern werde können, dann will ich, sie segnend, ausrufen 'das ist Ihr Werk!'"¹² Da hiess die Angebetete Selina Meade. In einem Brief wiederum an die Mutter der umworbenen Henriette Lichtenstein dankte er ihr dafür, dass sie seinem schlecht angefangenen Leben eine Richtung und ein Ziel gesetzt habe.¹³

Es ist offensichtlich: Széchenyis Bereitschaft, sich in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen, wurde nicht durch eine Frau geweckt. Der Tatendrang war primär. Aber er brauchte eine Herzensdame, die ihr Tuch an seine Lanze band, bevor er als Ritter ins Feld zog. Das war eine romantische Konstruktion, die der Zeit und der Natur Széchenyis entsprach und die ihn tatsächlich beflügelte. Die Feststellung in diesem Zusammenhang ist wohl richtig, dass Széchenyi seiner Crescence eine Rolle "angeträumt" hat und dass Illusionen sich mächtiger und fruchtbarer auswirken können als Tatsachen.¹⁴ Crescences Verdienst lag immerhin darin, dass sie - im Gegensatz zu den anderen erwähnten Schönen - die ihr von Széchenyi angetragene Rolle annahm und gestaltete.

Was also? Wie und warum kam es zu der grossen (und späten) Zäsur in Széchenyis Leben, zur Wandlung zum selbst- und rastlosen Reformpolitiker, zum Bruch, den der Auftritt am Landtag am 3.

¹⁰ *ibid.*, Bd. II. S. 637

¹¹ *ibid.*, Bd. I. S. 201

¹² *ibid.*, Bd. I. S. 681

¹³ *ibid.*, Bd. II. S. 310

¹⁴ Denis Silagi: *Der grösste Ungar*, Wien, München, 1967, S. 95

November 1825 markierte? Ich mache nun zum Abschluss den Versuch einer eigenen Erklärung und Deutung. An deren Beginn stelle ich vier Aussagen, die ich hernach näher ausführen will:

- Széchenyi war eine Gründernatur.
- Er brauchte Zeit, um zu erkennen, was er bauen wollte.
- Der Ort, wo sich bauen liess, war zu finden.
- An diesem Ort mussten die Bedingungen für ein Werk dieser Art heranreifen.

Eine Gründernatur. Was Széchenyi in seinem Leben schuf und wodurch er in die Geschichte Ungarns einging, sind lauter neue Werke, *Creatio ex nihilo*: die Akademie, die Kettenbrücke, die Dampfmühle, die Schiffabrik, das Casino, die Öffnung der unteren Donau - und man könnte fortfahren. Anders gesagt: Es handelte sich zum allergrössten Teil nicht um bereits begonnene, von anderen initiierte und halb schon errichtete Gebäude, auf die man nur noch die oberen Stockwerke oder das Dach aufzusetzen hatte, oder gar um fertige, geerbte Häuser, die es in der Folge lediglich klug und gewinnbringend zu verwalten galt. Stephans Brüder taten, ihrer Natur gemäss, mit Vorliebe das Letztere. Er nicht. Ihm lag es am Gegenteil: Er musste von Grund auf neu beginnen.

Diese bestimmende Neigung wurde von ihm auch beschrieben, wir würden heute sagen: theoretisch untermauert, obwohl solche Ausdrucksweise ihm gewiss fremd gewesen wäre. In seinem Werk "Világ" (Licht) findet sich folgende Aussage: "Ich gehe zum ganzen Menschen über, und von ihm behaupte ich, dass er, als ein Funke des Göttlichen, nur dann seine dauernde Nahrung findet, wenn er erschaffen kann."¹⁵

Ob das auf jeden Menschen zutrifft, bleibe dahingestellt. Aber für ihn, Széchenyi, bedeutete die Formulierung eine Selbst- und Standortbestimmung. Daher die rastlose Tätigkeit des Grafen, seine kraft- und nervenaufreibende Arbeit, welche schon die Bewunderung der Zeitgenossen erregte. Die Berufung auf den göttlichen Funken ist charakteristisch. Das von Gott empfangene Schöpferische zugunsten der Mitmenschen fruchtbar zu machen - dies ist für Széchenyi die richtige Art, der eigenen religiösen Pflicht nachzukommen. Einen selbst entworfenen Gebetstext, den er niederschrieb, schloss er mit folgendem

¹⁵ Széchenyi: Világ, Pest 1831 (Reprint-Ausgabe 1984), S. 189 (Originaltext ungarisch)

Gelübde: "Dies mein Gebet sei nicht gesprochen, sondern durch immerwährende Tat zum Himmel gesendet."¹⁶

Er brauchte Zeit, um zu erkennen, was er bauen wollte. Bei diesem Punkt darf ich nur noch kurz, im Sinne einer Zusammenfassung verweilen, denn das bisher Gesagte galt zu einem grossen Teil eben dieser Frage: Dem inneren Ringen eines sehr vielseitig begabten, mit sehr viel innerer Energie ausgestatteten Menschen, der dazu noch kraft seiner gesellschaftlichen Stellung über eine Anzahl von Möglichkeiten der Lebensgestaltung verfügte, wie sie nur wenigen zustanden.

Ein verspäteter Eintritt in das Zivilleben durch den früh begonnenen Militärdienst und die Teilnahme an den sich hinziehenden Napoleonischen Kriegen verschärfte diese Problematik. Ein Reifeprozess war zu durchlaufen, die zeitraubende Erfahrung auf Reisen zu machen, die Erkenntnis, wie weit die Verbürgerlichung und die Industriekultur in den führenden westeuropäischen Staaten fortgeschritten war - im Gegensatz zu seiner engeren Heimat.

Damit sind wir beim dritten Punkt, dem Ort, wo sich bauen liess, wo sein Talent Nahrung fand und sich bewähren konnte. Und der zu finden war. Allem Anschein und aller Erfahrung nach, die er machte - und dies wiederum im Gegensatz zu seinen Brüdern - waren Österreich, die österreichische Hälfte der Monarchie, der Hof, die Armee und der Staatsdienst, nicht der richtige Platz. Da gab es bestehende, vielleicht langsam und knirschend funktionierende, aber feststehende Institutionen. Man konnte sie allenfalls verbessern, nicht aber radikal ersetzen, und da war die allgemeine Entwicklung - der Gesellschaft wie der Wirtschaft - zu fortgeschritten für jemanden, der sich nicht anpassen und einfügen, sondern Neues erschaffen wollte.

Nähern wir uns nun Ungarn von einer anderen Seite. Bekannt ist die bestimmende Vorbildrolle, die Benjamin Franklin in Széchenyis Denkweise zukam. Er verehrte in Franklin den am eigenen Charakter täglich mit grosser Disziplin arbeitenden Puritaner, darüber hinaus aber den aus einfachen Verhältnissen aufgestiegenen Pioniergeist, der an der Eroberung von Neuland mit Bürger- und Gemeinschaftssinn massgeblichen Anteil nahm. Amerika verehrte er ganz allgemein als die Heimat einer jungen, tatkräftigen Nation, und es ist kein Zufall, dass er

¹⁶ Tagebücher, Bd. III. S. 109

in seinem Buch "Világ" auch dem Begründer des Musterstaats Pennsylvania, William Penn, einen Kranz flocht.¹⁷ Penn und Franklin - das waren Gründergeister, sie erschlossen Neuland im Wilden Westen. Konnte Ungarn nicht der Wilde Osten sein? Széchenyi bezeichnete seine Heimat wiederholt als "das grosse Brachfeld". Doch wo ein Brachfeld lag, dort befand sich auch leerer Raum, Platz, auf dem sich bauen liess.

Und die Bedingungen in Ungarn selbst? Der magyarische Adel hatte 1809, anderthalb Jahrzehnte zuvor, ein Angebot Napoleons, sich als erneuertes Königreich zu konstituieren und eine andere Herrscherdynastie zu wählen, unbeachtet gelassen.

Dies, wie überzeugend gezeigt wurde, nicht so sehr aus Treue zum Haus Habsburg als eher aus instinktiver Angst davor, die alten feudalen Adelsprivilegien würden sich nicht erhalten in einem Staat, den die Ideen der Französischen Revolution durchdringen sollten.¹⁸ Mitte der zwanziger Jahre, inmitten der abgeflauten Konjunktur der Nachkriegsjahre, angesichts der wirtschaftlich-existenziellen Herausforderungen, denen sich der landbesitzende Adel gegenüber sah, nahm sich die Lage gründlich verändert aus. Ungarns liberaler Adel übernahm in der Folge nach und nach selber die Rolle des in diesem Teil Europas fehlenden Dritten Stands, indem er sich als Träger und Vertreter der Interessen anderer, politisch nicht mitspracheberechtigter Schichten an die Spitze der Reformbewegung setzte.

Eine schöpferische, inspirierende Unruhe lag in der Reformepoche in der ungarischen Luft, etwas, das Széchenyi als einer der ersten spürte, das aber in den Jahren hernach auch mancher fremde Geist bemerkte. Der Engländer John Paget verglich in seinem Buch "Hungary and Transylvania" die gemütliche Wiener Saturiertheit mit der politischen Aufbruchstimmung, die er in Ungarn vorfand: "It is true, the Hungarians do sometimes talk about liberty, constitutional rights, and other such terrible things, to which [...] the ears of the Viennese are religiously closed."¹⁹ Ungarn, das Ungarische übte eine Anziehungskraft aus. Es ist die Zeit, in welcher der im Banat geborene Niklaus Lenau ungarische Motive zu Hauptelementen seiner Dichtung macht, in der sich der - wie Széchenyi - aus dem westungarischen Grenzgebiet stammende Franz

¹⁷ Széchenyi: Világ, S. 245

¹⁸ Kosáry, Domokos: Napóleon Magyarországon, Budapest 1977, besonders S. 122 ff.

¹⁹ John Paget: Hungary and Transylvania, Reprint edition, New York, 1971, S. 2

Liszt für das Ungartum entscheidet. Und die Zeit, in der Adalbert Stifter seine Erzählung "Brigitta" - erschienen 1843 in Pest - irgendwo auf dem ungarischen Tiefland ansiedelte. Das Thema dieses kleinen Meisterwerks ist für uns von besonderer Bedeutung: Stifter erzählt die geradezu utopisch anmutende Geschichte einer Gutsbesitzerin, die mit ihren Gehilfen die Wildnis der Ebene in zäher Arbeit in ein Paradies verwandelt. Széchenyis Entwurf zielte auf nichts anderes; er suchte Ungarn, das grosse Brachfeld, zum Blühen zu bringen.

Dass Széchenyi sehr früh als Bahnbrecher auftrat, ist richtig. Ein - auch von ihm selbst oft benutztes - Klischee hiess später, er habe die Nation aus ihrem Todesschlaf geweckt. Sein grosser politischer Gegner, Kossuth, bestritt dies und machte geltend, Széchenyi habe lediglich die Zeichen der Zeit verstanden. Konservative Geister hingegen beschuldigten ihn, er habe 1825 eine unheilvolle Bewegung ausgelöst. Der Vorwurf, den er manisch gegen sich selbst kehrte, machte ihm in den späten Jahren der Döblinger Nervenheilanstalt schwer zu schaffen. Kein Zweifel, dass er vorangegangen war, dass er aufrüttelnd gewirkt hatte. Doch wusste er selber über die Wechselbeziehung zwischen der Persönlichkeit und den Zeitumständen nüchtern Bescheid. In dem 1841 erschienenen Buch "A Kelet Népe" (Das Volk des Ostens) schrieb er dies: "Ich habe nichts in Bewegung gesetzt und werde nichts aufhalten; nichts gab oder gebe ich eine Richtung; ich habe einzig - vielleicht weil ich älter bin als viele andere oder unabhängiger oder weil es andere nicht taten - den allgemeinen Ahnungen Gestalt verliehen, habe die in vielen steckenden Gedanken in Worte gekleidet, und so gesprochen, bin ich einzig die Benennung der Dinge".²⁰ Womit er über den denkwürdigen Auftritt am Pressburger Landtag 1825 selber zu sagen schien: Die persönlichen Neigungen und Fähigkeiten trafen sich damals - am richtigen Ort, zur richtigen Zeit - mit den herangereiften Bedingungen.

²⁰ Széchenyi: A Kelet Népe, Pest 1841 (Reprint-Ausgabe 1985), S. 257 (Originaltext ungarisch)